

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 22

Artikel: Der Töpfer von Kandern [Fortsetzung folgt]
Autor: Villinger, Hermine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672101>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Töpfer von Randern

VON HERMINE VILLINGER

In dem kleinen, an den Vorbergen des Schwarzwaldes gelegenen Städtchen wurde zu früheren Zeiten mit Eifer die Töpferei betrieben, der Ton- und Erdgruben wegen, welche die Gegend in reicher Menge barg. Obwohl nun aber fast in jeder Gasse und jedem Gäßlein ein fleißiger Töpfer hinter seiner Drehscheibe saß, alle sind längst der Vergangenheit anheimgefallen bis auf einen —

Und doch war gerade er der ärmste gewesen von allen und hatte unter einem Dache gehaust, das völlig eingesunken war unter der dichten Moosdecke, die darauf wucherte; seltsame Schlinggewächse entsprossen dem feuchten Grunde, die tief über den Dachrand herunterhingen, fast bis in das kleine Fensterchen hinein, dem einzigen an der Nordseite, des windschiefen Häusleins. In dessen Inneres führte eine Stein-
treppe, deren ausgetretene Stufen von den Generationen zeugten, die hier aus- und eingegangen waren. Außer der Stube barg die Hütte nur noch eine Küche, die nach dem Hofe ging, und in der der große Ziegelofen des Töpfers den Hauptplatz einnahm. Alles aber lag in einem ewigen Halbdunkel, wie erdrückt unter den mächtigen Zweigen eines Rußbaumes, der im Nachbargarten stand und dem kleinen Töpferheim Luft, Sonne und Licht raubte.

Da saß der Mann tagaus, tagein an seiner Drehscheibe am Fenster, setzte seinen Tonklumpen auf die obere Scheibe und drehte mit dem Fuß das Schwungrad, und seine Hände formten Dinge, die mit den Schüsseln und Gefäßen der übrigen Töpfer nicht das geringste gemein hatten.

Und das war sein Unglück; er brachte seine Ware nicht an. Im Schuppen, im Hof standen sie alle, seine Sachen und Gäßlein, die niemand wollte, und die sich in dem feuchten, niedrigen Gefaß ausnahmen wie Gebilde aus einer anderen Welt.

Seine Gefäße aber bemalte der Töpfer in der eigenartigsten Weise mit Gestalten, die er alle dem Leben entnahm, überzog die Figuren mit einer festen, schwarzen Glasur, oder er ließ ihnen die helle Farbe und überzog den Grund mit Schwarz.

Diese Leidenschaft, jedweden Ding seinen Stempel aufzudrücken, brachte ihm den Übernamen — der Klexer-Sepp ein, wie denn überhaupt die Töpfer im Städtchen ihn allesamt für einen Narren hielten und wenig Gemeinschaft mit ihm pflogen. Sie verfertigten ihre Ware, wie man sie brauchte, und hatten ihr Auskommen und manchmal etwas darüber und kein Verständnis für einen, der es auch so hätte haben können, aber seine Mühe an Dinge wandte, die niemand begehrte oder gebrauchen konnte.

Denn wie die Sachen sein mußten, das bestimmten die Händler zu Randern, die den Töpfern die Geschirre abnahmen und sie auf den Märkten der Umgegend zum Verkauf ausboten.

Und diese kunstsinigen Herren zeigten sich mit der Ware, die ihnen der Klexer-Sepp auf seinem Handkarren zufuhr, selten oder nie einverstanden. Da war vor allen der Barthel Meier mit seinem roten Haarschopf und seinen krummen Beinen:

„Nix, alles nix,“ lautete sein stetes Urteil, wenn der Klexer-Sepp seine Geschirre vor ihm ausbreitete, „alles wieder dummes Zeug — was sollen denn die Leut' mit deinen verzwickten Schüsseln anfangen? Da möcht' ich ja, wenn ich die Milch wär', am liebsten sauer drin werden vor Ärger über das Klexwesen von Ungeziefer, das bis über den Rand kriecht — schau dich doch einmal in der Welt um, Mann Gottes! Kannst du denn die Sachen nicht so schaffen, wie sie sein sollen?“

„Ja,“ nickte der Töpfer und schaute den Barthel Meier von oben bis unten an, „grad' wenn man sich umschaute in der Welt, muß man halt merken, daß auch unser Herrgott nicht jeden so geschaffen hat, wie er sein soll.“

Da hatte er's von Stund' an mit dem Manne verdorben und hing nun ganz von der Gnade des zweiten Händlers ab, der ein ernstes, umständliches Männchen war und sich die Zeit nicht gereuen ließ, dem Töpfer allemal breit und wichtig auseinanderzusetzen, wie die Ware sein mußte, die er beziehen wollte.

Und der Töpfer versprach jedesmal: „Ja, ja, es soll jetzt genau so werden“ — und zog mit seinem Kram ab und stellte die verschmähnten Sachen fein sorgsam in den Schuppen auf die breiten Holzschafte, welche an der Wand des dunklen Gelasses bis hinauf reichten.

Da stand er oft lange und freute sich an den Kindern seiner überaus reichen und lustigen Phantasie.

„Gelt, wenn ihr Sonne hättet,“ nickte er ihnen zu, „einen einzigen Strahl nur; wie schön, wie heiter nähmet ihr euch aus — aber im Dunklen, da wissen halt nur wir zwei euch zu schätzen, gelt Bimbel?“

Er erhob sich auf den Zehen, den Namen Bimbel mit einem zärtlichen Nachdruck wiederholend. Über dem Rand einer großen, höchst originell ausgeführten Schale auf schlankem Fuße zeigte sich der Kopf einer grauen Katze, die den an sie gerichteten Ruf mit einem verständnisinnigen Miauen erwiderte.

Seit bald zehn Jahren bewohnte sie die Schale auf dem obersten Schafte — aus angeborenem Schönheitsfinn, wie der Töpfer behauptete, den sie vor allen Leuten im Orte voraus hatte. Denn mit welcher Vorsicht, mit welcher zärtlicher Rücksicht benahm sie sich gegen die Werke des Töpfers, die dicht gedrängt auf den Schäften herumstanden und durch die sich die Bimbel erst mühsam hindurchwinden mußte, um zuletzt mit einem kühnen Sprung zu ihrer Schlafstelle zu gelangen. Dabei kam nie etwas zu Schaden oder zu Fall, und der Töpfer freute sich alle Tage von neuem über den feinen Kunstfinn seiner Katze.

Freilich, wenn sie ihn dann in die Stube begleitete und vor jenem Schränkchen Posto faßte, wo in guten Tagen der Töpfer sein bißchen Milch, Brot und Käse verwahrte, da fiel's dem Mann gar schwer auf die Seele, daß er oft nicht einmal imstande war, sein bescheidenes Tierchen mit seiner Hände Arbeit zu ernähren. Und er machte sich

mit dem Entschluß über seine Drehscheibe: jetzt will ich einmal Sachen liefern wie die andern auch — setzte den Tonklumpen auf die Scheibe und drehte mit dem Fuß das Rad, und eine herkömmliche Schüssel kam zutage — auch eine zweite; dann aber wurde das Spiel der schmalen Hand mit einemmal ein ganz anderes, über das wunderbar spize, durch zwei große, weitabstehende Ohren wie beflügelt erscheinende Gesicht des Töpfers flog's wie ein Sonnenstrahl, und laut atmend, mit glänzenden Augen sah er plötzlich die liebenswürdigsten Gebilde seinen rastlosen Händen entsteigen. In der Freude seines Herzens begann er zu singen, aber wie! Es war einfach ein Hinausschmettern von Tönen, ein Frohlocken ohne Wohlklang, ein seliges, kindisches, überaus lächerliches Gekreische. Jeder Vorübergehende mußte auf den Gedanken kommen: dem scheint's über alle Begriffe gut zu gehen.

Nur Frau Lisett ließ sich durch den Singsang des Töpfers nicht irre führen; sie wußte immer ganz genau, ob er ein paar Groschen für seine Ware erstanden, oder wieder, ohne etwas abzusetzen, heimgefahren war; er wagte beim letzteren Fall keinen Blick zu ihr hinüber zu tun, und sein spiz zulaufendes Köpflein sah dann noch einmal so lang aus als sonst.

Wenn er aber trotzdem wie verrückt in der nächsten Stunde darauf lossang, erstand in dem Herzen der rundlichen Frau Lisett allemal ein peinliches Durcheinander von Zorn, Empörung, Verachtung und Rührung, welche letztere jedoch gewöhnlich den Sieg davon trug; sie füllte ein Schüsselschen von der für den Abend zurückgestellten Suppe und trug sie dem einsamen Manne hinüber. Während er aß, schalt sie ihn tüchtig aus, und er bekam's zum hundertstenmal zu hören, daß er nichts könne und nichts verstehe und darum auf der Welt nichts tauge, während sie — ja, er solle sich nur ein Beispiel an ihrer Tüchtigkeit nehmen — ein Haus voll Kinder durchzubringen habe und ihn noch mitsüttere.

Darauf lächelte er sie ganz verträumt mit seinem nach innen gerichteten Blick an, nickte schlau und behauptete: „Es ist das lehtemal, Lisett, du wirst sehen, mit meinen nächsten Sachen hab' ich Glück — die sind schön, die sind 'was ganz Besonderes — ich werd' dir deine Buben noch

alle satt machen, nur noch ein bißle Geduld, Lisett! —"

Wie oft, wie unzähligemal hatte er das schon gesagt; am liebsten hätte sie aufgelacht; aber die rührende Zuversicht, die der Mensch da an sich hatte, bändigte ihre Gelüste immer wieder von neuem.

"Nach vorwärts," sagte sie rauh, "iß deine Supp' fertig — ich hab' keine Zeit zum Warten —"

Der Töpfer aber löffelte immer langsamer, mit immer größeren Pausen an seiner Suppe herum. Auf dem Fenstergesimse saß die Bimbel und wendete kein Auge von ihm; aber sie war geschickt und wußte ganz genau, daß, wenn sie jetzt schreien und ihren Anteil verlangen würde, Frau Lisett sie unfehlbar zur Tür hinauswarf. Sie wußten überhaupt alle drei, die zwei Menschen und das Tier, was eines vom andern dachte, denn was jetzt folgte, hatte sich schon unzähligemal zwischen ihnen abgespielt — ein Kampf, zu dem regelmäßig die schüchterne Bemerkung des Töpfers Anlaß gab:

"Die Bimbel hat auch noch nichts gehabt, Lisett! —"

"Die Bimbel!" jetzt war's um die Geduld der kleinen Frau geschehen — "das unnütz' Vieh — ich dreh' ihr gewiß noch einmal den Hals um — hab' ich nicht sieben lebendige, ewig nach Brot schreiende Kinder — und soll sie verkürzen für die Raß' — nein, nein, nein sag' ich —"

Bei dieser in schrillum Ton hervorgestoßenen Versicherung froch die Bimbel vorsichtshalber unter den Schrank, daß nichts mehr von ihr zu sehen war als ihr leise zuckendes Schwanzendlein, und der Töpfer erklärte:

"Dann nimm nur deine Suppe wieder mit, Lisett, ich mag mich nicht satt essen, wenn das Tier nichts haben soll —"

"Gut, auch gut —" Frau Lisett nahm ihre Suppe auf und ging damit zur Tür, blieb hier einen Augenblick stehen, machte dann plötzlich Kehrt und stellte das Schüsselchen mit einem zornigen: "Da —" auf den Tisch.

Der Töpfer sah sie mit einem gutmütigen Lächeln an:

"Tuft immer so wüßt, und bist nicht halb so grob."

"Doch ich bin's," behauptete sie und warf die Tür hinter sich zu. Die Bimbel aber wußte, wie viel es geschlagen, kam aus ihrem Versteck hervor und ließ sich die Suppe vortrefflich schmecken.

Sie hatten sich in jungen Jahren lieb gehabt, der Alexer-Sepp und die Lisett; allein die energische kleine Person mit dem krausen Haar und den lebhaft blizenden Augen verlangte, daß der Sepp erst ein ordentliches Auskommen haben müsse, bevor er sie heimführe. Er versprach's; da ihn aber seine absonderlichen Ideen immer wieder von dem, was er eigentlich schaffen sollte, abbrachten, wurde der Lisett die Zeit lang, und sie fand es für geraten, die Werbung eines Mannes anzunehmen, der einen Laden besaß und einen auskömmlichen Verdienst.

Nach zwölfjähriger Ehe blieb sie allein mit sieben krausköpfigen, gesunden Buben, die mit aller Müß' und Not nicht satt zu kriegen waren.

Die Auslage am Ladenfenster der Frau Lisette schrumpfte mit der Zeit mehr und mehr zusammen; Eßwaren, die ihr bisher das meiste eingetragen, konnte sie ihrer hungrigen Buben wegen nicht länger führen, da sie alles, was einigermaßen verdaulich war, vor diesen nicht zu schützen vermochte. Ein paar menschenfreundliche Kunden fuhren fort, sich der Ladenhüter der Witwe zu erbarmen, und von dieser geringen Einnahme sollte gelebt werden. Das war nicht leicht, aber Frau Lisett war gesonnen, sich durchzuschlagen; sie tat immer so, als ginge es ihr wunder wie gut, saß bis in die Nacht auf und nähte für die Leute und war des Morgens um vier wieder auf den Beinen; die Knaben mußten Tüten verfertigen, die die Kaufleute im Städtchen der Witwe um ein billiges abkauften. Keine Mühe, keine Arbeit war der tüchtigen Frau zu viel — nur sich allein durchbringen, nur keine fremde Hilfe in Anspruch nehmen müssen!

(Fortsetzung folgt.)